



Seit die EU Georgien den Kandidatenstatus verwehrt hat, demonstrieren täglich in dessen Hauptstadt tausende Menschen für eine europäische Zukunft

Wir sehen uns in Tbilissi

Text: Helena Weise, Fotos: Paulina Metzcher

Drei junge Menschen kehren Russland den Rücken und suchen in Georgien Zuflucht: vor Putin, dem Krieg, ihrer eigenen Staatsbürgerschaft. Der eine flüchtet sich in die Gegenwart. Der andere findet Heimat in der Freiheit, die ihm Russland verwehrt. Die dritte verliert sich im Exil

Bogdan

„Du kannst nicht davor weglaufen, egal, wo du dich versteckst.“

Es müffelt nach Vergangenheit, als Bogdan mit der Renovierung beginnt. Durch das weit geöffnete Fenster hört man die Stadt, warme Luft dringt in die Vierzimmerwohnung, die mit neuem Anstrich und Möbeln in ein paar Wochen als Gemeinschaftszentrum ihre Türen öffnen soll. Bogdan streicht mit dem Oberarm den Schweiß von der Schläfe, breitet rote Plastikfolie über dem Parkett aus und klebt sie mit Kreppband fest. Auf der Fensterbank wartet eine 1,5-Liter-Plastikflasche Bier, hinter der Tür sind drei weitere Räume, die gestrichen werden müssen.

Kurz zuvor hatte er noch eine Nachricht geschickt: „Maybe I’ll be alone“, mit dem typisch russischen Smiley, der ohne Augen lächelt, „but I hope not“. Ein Satz, der ebenso gut als Titelzeile über den letzten Monaten stehen könnte. Heute Abend bleibt er nicht allein, zwei alte Freunde aus Moskau kommen dazu, müde rollen sie Farbwalzen über die Wände. Gestern wurde es spät, jetzt hat die Musikbox keinen Akku mehr.

Bogdan verließ Moskau einen Tag nachdem Russland seinen Krieg in der Ukraine begonnen hatte. Die Nachricht erreichte ihn nach einer durchzechten Nacht in der Datsche eines Freundes. „Die schlechtesten Neuigkeiten, die du verkaterst kriegen kannst: Dein Land hat einen Krieg begonnen, und du musst so schnell wie möglich weg“, sagt der 25-Jährige mit den wirren Haaren und den vielen Tattoos. Weg, weil sie Angst hatten, in die Armee eingezogen zu werden.

Von der Datsche aus fuhren sie sofort nach Moskau, in der Metro herrschte eine merkwürdige Untergangsstimmung, still war es und die Menschen starrten vor sich auf den Boden. Sie buchten Tickets, packten ein paar Sachen zusammen – und saßen schon am nächsten Morgen im Flieger nach Georgien.



Bogdan (25) über den Moment, als er von Russlands Angriff auf die Ukraine erfahren hat: „Die schlechtesten Neuigkeiten, die du verkatert kriegen kannst“

Eine Woche später entschied sich auch sein Arbeitgeber für Tbilissi: Die Andrei-Rylkow-Stiftung, eine russische NGO, wollte in Moskau ein Gemeinschaftszentrum für Menschen mit Drogenproblemen und psychischen Erkrankungen eröffnen. Doch wegen des Kriegs verlegte die Stiftung das Zentrum nun nach Georgien: In die Vierzimmerwohnung an der Hauptstraße, die Bogdan renoviert. Denn viele Menschen, die Russland verließen, sagt er, bräuchten gerade jetzt dringend Beratung oder psychologische Hilfe.

Seit Jahren schon ist Tbilissi Zufluchtsort für politische Migrantinnen und Migranten aus Russland. Mit jeder Repressalie, die Putins Regierung den Menschen auferlegte, wuchs die Exilgemeinschaft in der Hauptstadt des Nachbarlands. Nawalny-Anhänger, Pussy-Riot-Mitglieder, Journalistinnen: Sie alle lockte die Visafreiheit in Georgien, die russische Sprache – und die Gewissheit, dass sie nicht allein sein würden in dieser Verbannung, von der niemand weiß, wie lange sie dauern wird.

Doch seit dem Krieg in der Ukraine kommen nicht mehr nur Oppositionelle, sondern auch Menschen, deren Le-

bensstandard durch die Sanktionen eingeschränkt wird oder deren Arbeitgeber den Betrieb ins Ausland verlegen. Allein in den ersten zwei Wochen nach Kriegsbeginn reisten rund 25 000 Menschen mit russischem Pass in Georgien ein, wie das Wirtschaftsministerium Anfang März schätzte. Viele von ihnen bringen Geld mit, das für die dreifache Miete einer durchschnittlichen Stadtwohnung reicht oder für die Eröffnung von Bars und Cafés, die ein Stück russische Metropole in die Stadt tragen: Cocktails statt selbstgebranntem georgischem Tschatscha, Flat White statt Nescafé.

Und dann ist da noch der Krieg selbst, den laut einer Umfrage des georgischen Forschungs- und Beratungsunternehmens ACT im März 2022 fast neun von zehn Georgierinnen und Georgier als ihren eigenen Krieg ansehen. Die Bilder aus der Ukraine erinnern die Menschen an die Kriege, die Russland gegen sie selbst führte, zuletzt 2008, um die de facto unabhängige Region Südossetien an der nördlichen Grenze zu Russland. An Straßenständen verkaufen alte Frauen Ukraineflaggen, an den Stadtmauern aber hin-



An den Stadtmauern hinterlassen anonyme Sprayer Botschaften für die Neuankömmlinge

terlassen anonyme Sprayer Botschaften für die Neuankömmlinge: „Russians go home“.

Je mehr Menschen kommen und je aufgeheizter die politische Lage im eigenen Land ist, desto stärker rücken unter Russinnen und Russen Fragen in den Vordergrund, die vor dem Krieg kaum jemand stellte: Wann ist Exil legitim? Ist es die frühe Flucht, die einen berechtigt zu bleiben? Ist es eine drohende Gefängnisstrafe, die es unmöglich macht, zurückzukehren – oder genügt es schon, dass das Leben in der Heimat ganz normal weitergeht, während man selbst verzweifelt? Und was fängt man nun an mit dieser Tatsache, dass man einer Nation angehört, die ein anderes Land bombardiert?

Diese Fragen quälen viele Exilantinnen und Exilanten, nicht nur diejenigen, die in Georgien stranden. Sie prägen eine ganze Generation junger Russinnen und Russen, die über genug Geld verfügt, um wegzugehen. Gleichzeitig teilen sie sich an diesen Fragen auf wie an Weggabelungen: Die einen stürzen sich in die Arbeit, die anderen in Schuldbewusstsein. Und wieder andere in die Verdrängung.

Und auch in Georgien, dem Land, das ihren Neuanfang ermöglicht, stellen Menschen diese Fragen.

Bogdan kennt die Graffitis, die Fremde wie ihn nach Hause schicken wollen. „Vor dem Krieg hatte man die Gewissheit, dass man ein Opfer des politischen Regimes ist“, sagt er. Jetzt gelte man plötzlich als Teil davon, allein durch den Pass, der einen als russischen Staatsbürger ausweist. Die 1,5-Literflasche Bier auf der Fensterbank ist mittlerweile halb leer, Bogdans Pinselstriche werden kraftloser, der Muff weicht dem Geruch frischer Farbe.

Er kam bereits vor dem Krieg nach Tbilissi, um von hier aus zu arbeiten, mal für vier, mal für acht Monate. Jedes Mal kehrte er nach Moskau zurück. Dass es dieses Mal anders sein würde, hat er erst nach einem Monat begriffen. In der ersten Woche nach seiner Ankunft trank er von morgens bis abends, so viel, bis er nicht mehr wusste, wo er war. „Aber du kannst nicht davor weglaufen, egal, wo du dich versteckst.“

In den Bars, durch die sich seine Freunde und er treiben lassen, spürt er die Blicke. Wenn ihn Leute ansprechen und



Sasha (35) ist hier im Exil eine Bekanntheit: Seit zehn Jahren schon ist er bei den Aktionen von Pussy Riot dabei

fragen, woher er kommt, zögert er, Russland zu sagen. Manchmal kommt es zu bierverzerrten Diskussionen, einmal schimpft ihn einer „russisches Schwein“. Er entschuldigt sich, erklärt, dass er gegen Putin ist. Er ist Halb-Ukrainer, er kam schon vor dem Krieg hierher – aber das weiß niemand und er sagt es auch nicht. Was nützt es auch?

Sobald sie das Zentrum eröffnet haben, will er weiter, vielleicht mit einem Visum nach Frankreich oder in die Niederlande. Für seine Freunde und ihn ist Tbilissi nur ein Umstieg, ein Atemzug. Hier führen sie ein Ersatzleben, hier ist alles nur geborgt, solange, bis sie wieder an die Zukunft denken können.

Lasha und Zurab

„Europa ist unsere Zukunft.“

Mit einer EU-Flagge um die Schultern läuft Lasha zwischen den Demonstrierenden umher, die vor dem Parlament eine der Hauptstraßen Tbilissis blockieren. Tausende haben sich an diesem Sonntagabend im Zentrum versammelt, sie schwenken die Farben der EU, Georgiens und der Ukraine. „We choose Europe“ steht auf einem Plakat, das eine Frau in die Höhe hält. Über die Lautsprecher ertönt Beethovens „Ode an die Freude“.

Vor ein paar Tagen hat die EU-Kommission entschieden, Georgien keinen Kandidatenstatus für die Europäische Union zu gewähren – im Gegensatz zu Moldau und der Ukraine. Die Menschen, die heute auf der Straße sind, wollen ein Zeichen setzen und fordern den Rücktritt von Regierungschef Irakli Gharibaschwili, der in ihren Augen nicht die nötigen Reformen umgesetzt hat.

„Europa ist unsere Zukunft“, sagt Lasha zwischen Protestruf und Hymne. Der 28-Jährige sitzt für die liberale Partei „Strategia Aghmashenebeli“ im georgischen Parlament und geht seit 2012 zu jedem Protest, der sich gegen Russland und für ein demokratisches Georgien organisiert. Er selbst hat im Frühjahr zwei Monate auf ukrainischer Seite gekämpft, stolz zeigt er Bilder von sich in Tarnuniform. Jetzt will er in der Politik weiterkämpfen, fordert radikalere Sanktionen gegen Russland und Schutzbarrikaden an der Grenze seines Landes.

„Wir wollen hier keine Russen“, sagt er. „Sie tragen imperialistisches Gedankengut in sich.“

Sätze wie diese tauchen immer wieder in Gesprächen auf. Das Misstrauen in die Neuankömmlinge ist groß, als Vertriebene wollen viele sie nicht betrachten. Wenn sie wirklich gegen Putin und seinen Krieg sind, fragen sie, warum sind sie nicht früher gegangen? Oder besser noch: geblieben um ihm die Stirn zu bieten?

Diese Fragen stellt auch Zurab. Der Barbesitzer sitzt auf der Terasse eines seiner Lokale in Vake, einem angesagten Viertel oberhalb des Stadtzentrums. Zurab kommt ursprünglich aus der heute besetzten Region Abchasien, ging nach dem Krieg 1993 aber nach Russland und lebte dort 20 Jahre, bevor er sich entschied nach Tbilissi zu ziehen. „Ich wollte Teil dieses jungen, neuen Georgiens sein, das gerade entstand“, sagt er. Ganz so optimistisch sei er allerdings

heute nicht mehr, was ihre Zukunft angeht. Sowjetunion 2.0 statt EU – das ist seine Befürchtung.

Vor dem Krieg seien Russen hier besser empfangen worden, erzählt er. Er selbst kenne einige, die vor Jahren gekommen seien, um sich hier ein neues Leben aufzubauen und sich mittlerweile gut integrierten. Jetzt aber beobachtet er, wie sich die russische Community immer mehr abschotete, so als könnten sie ihre Heimat an einem anderen Ort wiederherstellen. Nur diesmal ohne Putin.

„Viele von denen wissen nicht einmal von dem Konflikt zwischen Russland und Georgien“, sagt Zurab. Dafür könne man – gerade den Jüngeren – nur schwer die Schuld geben. Trotzdem wirke es plötzlich wie Hohn, wenn junge Russen in Bars und Cafés Spaß hätten, statt etwas gegen den Krieg zu unternehmen oder seinen Opfern zu helfen. Die echten Geflüchteten, das seien schließlich die Ukrainerinnen und Ukrainer.

Sasha

„An gute Sachen gewöhnt man sich schnell.“

Mit langen Schritten steuert Sasha auf eine Reihe von Hochhäusern zu, die am Rande von Tbilissi in brutalistischer Ewigkeit an die Sowjetzeit erinnern. Stahlbrücken verbinden die Gebäude. „Jeder hier kennt diese Hochhäuser“, sagt Sasha und schaut die 15 Stockwerke hinauf. „Aber niemand kennt Tante Mzia.“

Sasha, den stillen jungen Mann mit dem durchdringenden Blick, kennt hingegen jeder hier – oder zumindest jeder, der Russland aus Protest gegen Putins Regime verlassen hat. Seit 2012 ist er bei den Pussy Riots, demonstrierte wochenlang vor Gefängnissen oder schmiss Papierflieger gegen den Hauptsitz des Geheimdienstes, als die Regierung den Nachrichtendienst Telegram sperrte. Zu Putins Geburtstag 2020 hisste er Regenbogenflaggen an Staatsgebäuden.

„Danach begannen sie mich zu jagen“, sagt er. Vier Verhaftungen in eineinhalb Jahren, zwischen der dritten und vierten im Juli 2021 lagen nur 24 Stunden Freiheit. Nach der Entlassung brachte sein Anwalt ihn vom Gefängnis direkt zum Flughafen, Freunde packten seinen Rucksack, Laptop, Kamera – mehr besitzt er nicht. Er trägt immer das gleiche schwarze T-Shirt, die gleichen blauen Shorts und zerlöchernten Turnschuhe.

Rund einen Monat später schickte er an seinem Geburtstag eine Nachricht über seinen Telegram-Kanal, die 4000 Abonnenten lasen: „Zum ersten Mal in meinem Leben weiß ich nicht, wann ich zu mir zurückkehren werde“, schrieb er. „Endlose Verhaftungen, Überwachung und die Androhung eines Strafverfahrens zwangen mich, Russland zu verlassen. Aber danach trat ein sehr warmes und helles Georgien in mein Leben. Dieser Ort ist eine Heilstätte für mein Herz.“ Daneben ein Foto von ihm, den Arm über einen Zaun gelehnt, die Haare blau gefärbt, die Gesichtszüge jugendlich. Er wirkt um Jahre jünger.

Das Exil ist für ihn die Chance, da weiterzumachen, wo der russische Staat ihn zwang aufzuhören. „An gute Sachen



Am Ufer des Tbilissi-Sees treffen sich Bogdan und seine Freunde aus Moskau. Es ist der einzige Ort, an dem sie sich trauen, laut russische Musik zu hören

gewöhnt man sich schnell“, sagt er über die plötzliche Freiheit in Georgien, auf seine unaufgeregte Art, die jedes Pathos meidet. Nach seiner Ankunft organisierte er queere Festivals, in drei Tagen geht sein Medienprojekt online, eine Plattform für politischen und kulturellen Austausch auf Russisch, Georgisch und Englisch, gegen den Krieg und die Kolonialisierung der postsowjetischen Länder. Der Artikel über „Tante Mzia“ soll als einer der ersten Beiträge online gehen, um seinen Lesern zu zeigen, wie sehr die sowjetische Vergangenheit die Menschen hier prägt – und wie vielschichtig ihre Erinnerungen sind.

An der Metalltür im Erdgeschoss des Hochhauses hängt ein Schild: „Operator of elevator“. Tante Mzias Büro ist gleichzeitig ihre Wohnung, ein Raum ohne Fenster und mit Wänden von bröckelndem Türkis. Seit 16 Jahren bedient Mzia von hier aus den Fahrstuhl, aber seit einigen Monaten ist er außer Betrieb. Bei ihrem ersten Treffen hat Sasha ein Portraifoto von ihr geschossen, heute will er es ihr schenken, er hat einen Rahmen mit grauen Plastikschmetterlingen gekauft. „Komm raus, Mzia“, ruft er leise in den Hausflur, denn

auch der Strom funktioniert nicht und in Mzias Wohnung leuchtet nur eine Nachttischlampe. „Du bist eine schöne und gütige Frau, Mzia“, sagt er und überreicht ihr das Bild. Sie umarmt ihn. „Russen sind mir die liebsten“, sagt sie.

In den Neunzigern hat Mzia als Soldatin im Abchasienkrieg gekämpft, neben Südossetien die zweite de facto unabhängige Region unter russischem Schutz. Aber nicht gegen die Russen habe sie gekämpft, beteuert sie, sondern um ihr Land zu beschützen und weil ihr Mann sie zwang. Heute bekommt sie einen Monatslohn von umgerechnet 100 Euro, was auch für georgische Verhältnisse wenig ist. Während sie Sasha vom Krieg erzählt, steckt eine Nachbarin den Kopf durch die Tür und beschwert sich über den kaputten Fahrstuhl. „Damals, in der Sowjetunion, da hat sich die Regierung um sowas gekümmert“, sagt die Nachbarin. „Jetzt haben wir Demokratie und niemand kümmert sich mehr um uns. Aber wir sind trotzdem stolz hier zu leben.“

Seit seiner Unabhängigkeit steht Georgien zwischen Russland und der EU, versucht sich von seiner sowjetischen Vergangenheit zu lösen und findet doch keinen Anschluss



Bogdans Freunde eröffnen Bars und holen Moskau nach Tbilissi – statt über den Krieg zu sprechen, trinken sie, um ihn zu vergessen

an eine europäische Zukunft. Mehr als 80 Prozent der Georgierinnen und Georgier wünschen sich laut einer Umfrage des nationalen Meinungsforschungsinstituts NDI den EU-Beitritt. Zehntausende gingen Ende Juni 2022 auf die Straße, als die Kommission Georgien den Kandidatenstatus verweigerte. Seit Beginn des Krieges ist der Wunsch nach einer Mitgliedschaft in der EU und NATO noch dringlicher geworden.

Doch Politik und Wirtschaft sind immer noch eng mit der russischen Oligarchie verzahnt. Nach Kriegsbeginn schloss sich die Regierungspartei „Georgischer Traum“ nur zögerlich den Sanktionen gegen Russland an, nicht zuletzt aus Angst vor militärischen Konsequenzen. Beschwichtigung statt Konfrontation – eine Schande in den Augen vieler Georgier.

Sasha und Mzia laufen über die Stahlbrücke zwischen den Hochhäusern. Mzia grüßt Hausbewohner und ärgert sich über neue Schmierereien an den Wänden, die seit ihrem letzten Rundgang dazu gekommen sind. „In Russland machen so etwas politisch verfolgte“, sagt Sasha. „In Georgien nur Verliebte.“

Dass direkt vor seiner Haustür Graffiti prangen, die ihn auffordern das Land zu verlassen, beachtet er nicht. „Die sind bestimmt alle von ein und demselben Typen“, sagt er. Er wehrt sich gegen die Behauptung, dass Georgien russophob sei. Weil er so herzlich empfangen wurde. Weil aus Tbilissi, der Heilstätte seines Herzens, kein Ort werden darf, an dem er nicht mehr willkommen ist.

Dato

„Es ist meine Lebensaufgabe gegen Russen zu kämpfen“

Etwa 100 Kilometer nördlich von Tbilissi kurbelt Dato Kazarava in einem dunklen Geländewagen über unbefestigte Wege. An seiner Bauchtasche ist ein Wappen angenäht, das die georgische und ukrainische Flagge vereint. Er ist unterwegs an die Grenze des „sogenannten Südossetiens“, wie der Georgier die Region im Norden des Landes nennt, zu deren Schutzmacht sich Russland erklärt hat.

„Ich habe immer gehofft, die Regierung unternimmt etwas“, sagt Kazarava, während Zweige gegen die Frontscheibe schlagen. „Aber ich wurde enttäuscht.“



Dato Kazarava (45) hat eine Bewegung gegründet, die sich gegen die Besetzung Georgiens durch Russland wehren will

Deswegen hat Kazarava 2017 eine Bewegung gegründet, die gegen die Besetzung Georgiens vorgehen will. Denn der Grenzzaun zwischen Südossetien und Georgien bewegt sich, meistens über Nacht, entfernt sich immer weiter von der administrativen Grenze, die nach dem Krieg 2008 festgelegt wurde. Mittlerweile sind sie zwischen 30 und 40 Männer, die regelmäßig die Grenze abfahren. Sie sprechen mit den Bewohnern, deren Dörfer zum Teil durch den Grenzzaun halbiert werden und versorgen sie mit Lebensmitteln. Sie schicken Informationen an die Regierung, machen öffentlich, wenn die Grenze wandert oder Menschen auf georgischer Seite gekidnappt werden.

Von 400 Kilometern Grenze, die zwischen Südossetien und Georgien liegen, seien nur 150 Kilometer polizeilich gesichert, sagt der hünenhafte Mann in Tarnklamotten, der von März bis Mai im ukrainischen Irpin gekämpft hat und seitdem von Russland als Terrorist gelistet wird. „Um den Rest kümmern wir uns.“

Dato Kazarava und seine zivile Bürgerwehr stehen für die Angst, die seit Kriegsbeginn in Georgien herrscht. Er

und viele andere glauben, dass 90 Prozent der Russen, die nach Georgien kommen, sich für den Krieg in der Ukraine und für die Besetzung Georgiens aussprechen. Unter den IT-Spezialisten, die von russischen Firmen nach Tbilissi verlegt werden, so die Gerüchte, seien Agenten des russischen Geheimdienstes FSB. „Es ist meine Lebensaufgabe, gegen Russen zu kämpfen“, sagt Kazarava.

Heute besucht er Cisana, sie lebt allein in einem Haus mit Wellblechdach, so abgelegen, dass man sich fragt, wie es hierhin geraten ist. Die Grenze ist nicht weit weg, aber sie ist unsichtbar, nicht einmal ein Stacheldrahtzaun zeigt an, dass Georgien hier endet. Die 59-Jährige hat vier Kühe, von deren Milch sie lebt und deren Käse sie im Dorf verkauft. Die Kühe gehen zum Weiden nach Südossetien und zwingen Cisana, die Grenze zu übertreten. Vor ein paar Jahren wurde sie deswegen gekidnappt und musste von ihren Verwandten freigekauft werden. Seitdem trägt sie immer 300 Lari, rund 100 Euro, in der Hülle ihres Handys, um die Soldaten im Notfall zu bestechen.

Während Cisana die Hühner füttert, telefoniert Kazarava



Cisana (59) lebt allein mit ihren Tieren in der Nähe der Grenze. Sie riskiert täglich aufs Neue, von Soldaten entführt zu werden

mit einem Mann, dem das Land rund um Cisanas Haus gehört. Kazarava will es kaufen und Häuser bauen lassen, er träumt davon, die Grenzregion wieder zu besiedeln, damit es für die Russen schwieriger wird, unbemerkt Land zu anektieren. Sogar von einem luxuriösen Campingplatz träumt er. Glamping in der „Fear Zone“, der Angstzone, wie sie die Grenzregion hier nennen.

Der Krieg in der Ukraine ist weit weg und auch von der großen Zahl der russischen Migrantinnen und Migranten, die in Georgien Schutz suchen, wissen die meisten hier nichts. Aber der Feind patrouilliert zum Greifen nah und er heißt Russland.

Diese Grenze und der Mann, der sich berufen fühlt, sie zu beschützen: Zwei weitere Puzzlestücke, ohne die nicht zu begreifen wäre, was das für ein Exil ist, das Bogdan bald wieder verlassen will und in dem Sasha sich bereits zu Hause fühlt. Was es für ein Exil ist, in dem Vika nach einem Weg sucht, aus ihrer Schuld etwas zu formen, das Sinn macht.

Vika

„Ich bin immer noch ziemlich verloren“

In einem langen blauen Kleid, mit nassen Haaren und einem Energydrink in der Hand, schlängelt sich Vika durch das Marktgedränge. „Damit ich nicht aus Versehen unters Auto komme“, sagt sie und schüttelt den letzten Schluck aus der Dose. Seit sie im April nach Tbilissi gekommen ist, hat sie wieder Schlafstörungen, heute ist sie erst um sieben Uhr in der Frühe eingeschlafen. Jetzt prallt die Mittagssonne senkrecht herab und lässt Vikas rote Haare leuchten.

Wasseranschlüsse, Bodenfarbe, Glühbirnen: Vika fragt sich von Stand zu Stand, manchmal probiert sie es erst auf Englisch, wechselt dann aber schnell zu Russisch, wenn sie nicht weiterkommt. Nach zwei Stunden hat sie alles, nur Soja-Steaks hat sie nirgends gefunden. Sie lässt sich in ein Taxi fallen und bittet den Fahrer, kurz an einer Tanke zu halten, um sich einen zweiten Energydrink zu holen. Dann rumpelt das Taxi über löchrige Straßen aus der Stadt.

In einem Dorf in der Nähe von Tbilissi haben Aktivistinnen und Aktivisten ein leeres Haus bezogen, sie wollen dort



Vika (34) quält nicht nur die Schlaflosigkeit, sondern auch die Frage: Wie kann sie ihre Schuld in etwas Produktives umwandeln?

einen Treffpunkt für politische Migranten aufbauen. Vika kennt einige von ihnen aus St. Petersburg, wo sie Kunst studiert hat, bevor der Krieg ausbrach. Sie bringt ihnen manchmal Vorräte und Baumaterial aus der Stadt, sie kommt gern her, um für ein paar Stunden der lauten Straße vor ihrer Wohnung zu entkommen und der Angst, die sie nachts nicht schlafen lässt. Bleiben kann sie nicht, dafür ist zu wenig Platz und die dünne Matratze auf dem Boden zu hart.

Vika hat sich dagegen entschieden, ihren richtigen Namen zu nennen. „Vielleicht sollte ich mutiger sein“, sagt die 34-Jährige. Aber vielleicht kehrt sie auch nach Russland zurück, zumindest zeitweise. Deswegen kann sie nicht riskieren, sich öffentlich gegen den Krieg zu stellen. Bisher hatte sie Glück, nur einmal hat die Polizei in Russland sie auf die Wache gebracht wegen ein paar Graffiti, aber sofort wieder gehen lassen. Vielleicht sollte sie gerade deshalb mehr wagen, fragt sie sich – weil noch keine Verfahren gegen sie laufen?

„Ich bin immer noch ziemlich verloren.“ Ihre Finger zittern. „Ich wünschte, ich wäre produktiver. Andere leiden

auch unter Schlaflosigkeit oder sind depressiv und stellen trotzdem etwas auf die Beine. Ich will nicht zeigen, dass ich leide oder Angst habe, denn diese Gefühle sind ein Privileg, das andere nicht haben.“

Vika sagt nie etwas, ohne es in Frage zu stellen. Was kann sie noch sagen, was in den Augen einer Ukrainerin nicht wie Hohn klingt? Welche Rolle spielt es, dass sie ihr Leben zurückgelassen hat, während das anderer in Trümmern liegt?

Der Maßstab, den sie an sich selbst legt, legt sie auch an die russische Kunst, die im Exil versucht, eine Stimme für ihren Protest zu finden. In St. Petersburg hat Vika sich mit Performances gegen den Krieg gestellt. Aber die gleichen Aktionen erscheinen ihr außerhalb der russischen Grenze kraftlos, ja sogar fadenscheinig.

„Freiheit ist wie Alkohol“, sagt sie. Der erste Schluck nach langer Abstinenz berauscht und beflügelt. Aber manche vertragen nicht so viel Freiheit, nachdem sie fast ihr ganzes Leben darauf verzichten mussten. Plötzlich stehen sie da und halten auf einem öffentlichen Platz ein Plakat in

den Händen, das Putin als „Arschloch“ beschimpft – und die Polizei steht desinteressiert daneben. Wie viel Wert hat ihr Protest, wenn er nichts riskiert?

Vika hat noch ein anderes Problem mit den Aktionen im Exil: Sie wirken auf sie wie der Versuch, sich die Hände rein zu waschen. „Natürlich fühlen wir uns schuldig“, sagt sie. „Aber das auszusprechen ist wie ein Ablassbrief. Du entledigst dich deiner Verantwortung und hoffst, es wird dir verziehen.“

Nationalstolz zeigt sich gerne in Form von Flaggen. Nationalstolz aber sucht ebenso nach einem Symbol. Im Fall der russischen Exilanten ist das die blau-weiß-blaue Flagge, die sie bei Protestmärschen oft schwenken, als Protest gegen den Überfall auf die Ukraine. Ein anderer Entwurf sieht aus, als habe man die russische Flagge in schwarz-weiß ausgedruckt. Vika mag keine von beiden. „Das Rot aus unserer Flagge zu streichen wird uns nicht helfen, das Blut von unseren Händen zu waschen“, sagt sie.

Wasseranschlüsse, Bodenfarbe, Glühbirnen. Ein paar Dinge für Freunde besorgen, Schlamm wegschaufeln, eine Holzdiele schleifen. Sinn kommt in kleinen Aufgaben. Vika steht in einem mit Stroh bedeckten Raum, ihre roten Haare fallen über ihr Gesicht, während sie mit dem Schleifblatt über das Holz fährt. Gleich muss sie los, zurück zur Hauptstraße, und von da aus versuchen, ein Taxi zu erwischen, das sie zurück in die Stadt bringt, zurück zum Lärm und zu der Schlaflosigkeit.

→ Bei einer Recherche 2021 lernte Helena Weise in St. Petersburg verschiedene feministische Aktivistinnen kennen. Sie erzählten, dass sie davon träumten, sich im georgischen Tbilissi, fern vom russischen Geheimdienst und politischen Repressionen, ein neues Leben aufzubauen. Gemeinsam mit Paulina Metzcher beschloss sie, dieser Spur nachzugehen und die Exilgemeinschaft zu portraituren – in einem Land, das ebenso wie die Migranten selbst zwischen der EU und Russland steht. Nur einen Monat später begann der Krieg in der Ukraine und innerhalb weniger Tage brachen zehntausende Menschen Richtung Georgien auf. Mit Hilfe der Jury des Gabriel-Grüner-Stipendiums überlegten Journalistin und Fotografin: Wie veränderten die Geschehnisse die Geschichte, die sie erzählen wollten? Im Juli 2022 reisten sie für vier Wochen nach Tbilissi und trafen auf eine Stadt, in der „Russians go home“-Graffiti an den Hauswänden prangten und Georgier und Georgierinnen für eine europäische Zukunft auf die Straße gingen. Mitten in dieser Atmosphäre begleiteten sie drei Menschen, die im Nachbarland Zuflucht vor Putin, dem Krieg und ihrer eigenen Staatsbürgerschaft suchten.

Bogdan

„Wir versuchen es leichter zu nehmen als es ist“

Ein heller Felsen am Ufer eines Sees. Bogdan, der 25-Jährige mit den zerzausten Haaren, der das Gemeinschaftszentrum in der Stadt renoviert, schenkt Wodka und Ananassaft in einen Plastikbecher, das Bier ist schon lange leer. Sie stehen auf dem Stein wie auf einer Eisscholle, die sich vom Festland gelöst hat. Vor ihnen liegt das Wasser, in das ihre nackten Körper erst springen, als es Nacht wird.

Die Freunde aus Moskau kommen oft hierher. „Der einzige Ort, an dem wir ungestört russische Musik hören können“, sagt Bogdan. Heute verabschiedete sie einen Freund, der wieder zurück geht, weil er als Bühnenausstatter keine Arbeit in Tbilissi gefunden hat. Über den Krieg reden sie hier nicht, und wenn, dann niemals ernsthaft. „Wir versuchen es leichter zu nehmen als es ist“, sagt Bogdan. „Der Krieg ist überall, du brauchst nicht darüber zu sprechen.“

Stattdessen trinken sie und tratschen: Wer hat mit wem geschlafen? Wer war letzte Nacht betrunken? Es ist alles wie immer, und alles anders. Das einzige, was aus Russland zu ihnen dringt, ist eine Ausgabe der Nowaja Gaseta, die erste nach Kriegsbeginn. In eine Plastiktüte verpackt reichen sie die Zeitung herum, auf dem Cover vier Balletttänzerinnen aus Tschaikowskys „Schwanensee“ vor einem Atompilz. Es ist eine Anspielung auf das sowjetische Fernsehen, das während des Putsches von 1991 klassisches Ballett zeigte.

Moskau sei weit weg, sagt Bogdan, die Vergangenheit kommt ihm vor wie aus einem anderen Leben. Und die Gegenwart, die liegt unbegreifbar vor ihnen. Noch ein Atemzug, noch ein Schluck. So warten sie, bis ihre Zukunft beginnt.



Text: Helena Weise schreibt Reportagen über strukturelle Ungleichheit, Flucht und Exil, Psychologie und Psychiatrie – unter anderem für „Zeit Online“, „Psychologie Heute“ und „Fluter“. Sie hat 2021 die Reportageschule Reutlingen abgeschlossen und arbeitet heute als freie Journalistin in Berlin.



Fotos: Paulina Metzcher, geboren 1995 in Hamburg, ist freie Fotografin. Ihr Fokus liegt auf fotografischen Langzeitprojekten im Bereich soziokultureller und gesellschaftspolitischer Themen. Zuletzt beschäftigte sie sich intensiv mit dem Thema Flucht und Exil.